

1/98 Jüdisches Leben in Vilnius

In dieser Ausgabe:

- Editorial
- Was ist Gedenkdienst?
- Einsatzstellen
- Nur hinsehen macht frei
- Nichts ist unmöglich
- Wilna – Das Jerusalem Litauens
- Gedanken

Editorial

Liebe Leserin!

Liebe Leser!

Sie halten die erste Ausgabe von "Gedenkdienst Aktuell" in Ihren Händen. Wir kommen damit dem stetig wachsenden Interesse, das dieses Projekt seit nun mehr als fünf Jahren begleitet, gerne entgegen. Was ist eigentlich Gedenkdienst? Welchen Hintergrund und welche Ziele hat das Projekt Gedenkdienst? Was machen Gedenkdienstleistende?

Auf diese und viele andere Fragen finden Sie in der vorliegenden und den folgenden Ausgaben - so hoffen wir -ausreichend Antwort. "Gedenkdienst Aktuell" wird vierteljährlich über die Arbeit von Gedenkdienstleistenden sowie ab der nächsten Ausgabe über ein Schwerpunktthema berichten.

Ihre Anregungen sind uns gerade nach dieser Erstausgabe besonders willkommen und erwünscht.

Herzlichst Sascha Kellner

Was ist Gedenkdienst ?

Gedenkdienst ist eine politisch unabhängige Organisation, die Aufklärungsarbeit über den Holocaust, seine Ursachen und Folgen leistet. Besonders die Rolle von Österreichern als Täter, Opfer und Zuschauer kommt dabei zur Sprache.

Damit wollen wir als junge Generation unseren Teil der kollektiven Verantwortung übernehmen, indem wir gegen das Vergessen und Verdrängen arbeiten:

Eine menschenverachtende Ideologie, die in letzter Konsequenz auf die Vernichtung bestimmter Bevölkerungsgruppen abzielt, soll nie wieder Wirklichkeit werden können. Mit unserer Arbeit wollen wir bei der Schaffung eines breiteren und tieferen Bewußtseins über den Holocaust mithelfen und die Erinnerung an das Geschehene besonders bei Jugendlichen wachhalten.

Wir bieten folgende Programme an:

- 1.) Projektunterricht zum Thema Holocaust an österreichischen Schulen
- 2.) Studienfahrten zu Gedenkstätten (z.B. Auschwitz)
- 3.) Zeitzeugengespräche
- 4.) Seminare zu Schwerpunktthemen
- 5.) Organisation von Vorträgen und Filmvorführungen

Weiters besteht die Möglichkeit, an über 20 Holocaust-Gedenk- und Forschungsstätten zu arbeiten.

Zivildienstpflichtige werden nach einem 14-monatigen Gedenkdiensteinsatz im Ausland nicht mehr zum ordentlichen Zivildienst herangezogen. Gedenkdienst ist als Trägerorganisation vom Bundesministerium für Inneres nach § 12b ZDG anerkannt.

Der Gedenkdienst-Einsatz im Ausland setzt ein politisches Zeichen, indem er auf die Mitverantwortung Österreichs am Holocaust hinweist. Inhaltlich tragen Gedenkdienstleistende zur wissenschaftlichen Aufarbeitung des Holocaust bei.

Die Vereinsarbeit in Österreich wird derzeit ausschließlich von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen getragen und durch private Spenden finanziert. Die Subventionen des Bundesministeriums für Inneres werden ausschließlich für die Arbeit der Gedenkdienstleistenden an den Einsatzstellen, die wir Ihnen auf den nächsten Seiten vorstellen werden, verwendet.

Gerade deshalb sind wir auf Ihre Unterstützung angewiesen. Wir würden uns freuen, wenn Sie unsere Arbeit mit einer Spende fördern und vom beiliegenden Zahlschein Gebrauch machen würden. Die Arbeit besteht daher vor allem aus Quellenforschung, Erstellen und Verwalten von Datenbanken und Archivarbeit.

Bernhard Fink und Thomas Hartweger

Tel: +42-2-2311574 / e-mail: bfunk@uibk.ac.at
bzw. harti@pcsl.conn.ibm.co.at

Einsatzstellen

Ukraine

Seit Sommer 1997 arbeiten zwei Gedenkdienstleistende am Zentralrat der Juden in der Ukraine. Ihre momentane Aufgabe besteht darin, deutschsprachige Dokumente in den Kiever Archiven, die den Holocaust betreffen, ins Russische zu übersetzen und ein Projekt zur langfristigen Zusammenarbeit zwischen dem Jüdischen Rat und dem Gedenkdienst zu entwickeln. Weiters versuchen sie festzustellen, ob bereits Übersetzungen existieren, und beschäftigen sich anhand von russischsprachigem Archivmaterial, insbesondere Übersetzungen aus dem Deutschen, mit den grundsätzlichen Schwierigkeiten der Übersetzung des nationalsozialistischen Jargons ins Russische. Kurt Leutgeb und Gerhard Moßhammer: Tel/Fax: +380-44-2959604

Ungarn

Die im Jahr 1990 von einer Bürgerinitiative gegründete Ungarische Auschwitz Stiftung in Budapest kümmert sich um die wissenschaftliche Aufbereitung der Zeugnisse der verschiedenen Verfolgungen, die in Ungarn zwischen den Jahren 1938 und 1945 stattgefunden haben. Außerdem beschäftigt sich die Auschwitz Stiftung mit der Erschließung der Dokumentation über den militärischen Arbeitsdienst und die Deportationen vor der Zeit der kommunistischen Machtübernahme. Der Gedenkdienstleistende ist in Budapest mit der elektronischen Erfassung von Dokumenten in der Bibliothek (inklusive der bereits vorhandenen Dokumente) und der Mithilfe bei der Aufarbeitung und Publikation dieser Daten beschäftigt. Weiters können, je nach Fähigkeiten und Interesse, eigene Projekte verwirklicht werden, wie etwa die Erstellung einer Internet-Homepage für das HDK. Christoph Prieler: Tel+Fax: +36-1-3426065 e-mail: prieler@mail.mata.hu

Vereinigte Staaten

Gedenkdienst ist seit 1993 auch in der nationalen Holocaust-Gedenkstätte Amerikas, dem US Holocaust Memorial Museum (USHMM) vertreten. Seine grundlegende Zielsetzung ist es, durch die Darstellung der historischen Fakten die Besucher aufzuklären und zu einer Auseinandersetzung mit der moralischen Frage, die durch den Holocaust aufgeworfen wurde, anzuregen. Gedenkdienst ist im

Research Institute des USHMM angesiedelt, wo der Gedenkdienstleistende z.B. beim Forschungsprojekt „US-Amerikaner in Deutschen Lagern während des Zweiten Weltkrieges“ mitarbeitet, die US-Tour der Ausstellung „Theresienstadt“ managt oder bei der Organisation von wissenschaftlichen Konferenzen und Symposien hilft. Thomas Huber: Tel: +1-202-4886121 e-mail: thuber@ushmm.org

Seit dem Jahr 1955 beschäftigt sich das Leo Baeck Institut (LBI) in New York mit der Dokumentation und Bewahrung der Geschichte des deutschsprachigen Judentums. Die Institution wird aufgrund seines Archivs, der Foto- und Kunstsammlung sowie der 60.000 Werke umfassenden Bibliothek als eine der maßgebendsten Forschungseinrichtungen auf diesem Gebiet angesehen. Seit August 1996 läuft am LBI in Kooperation mit dem Österreichischen Kulturinstitut in New York und dem Gedenkdienst das Projekt „The Austrian Heritage Collection“, dessen Ziel es ist, die Geschichte der österreichisch-jüdischen Vertriebenen zu dokumentieren. Die in New York tätigen Gedenkdienstleistenden sind mit der Aussendung der Fragebögen, dem

Erstellen einer Datenbank, der Sammlung zeitgeschichtlicher Dokumente sowie der Durchführung von Oral-History-Interviews beschäftigt. Bernhard Gäl und Christian Prasser: Tel: +1-212-7446400; e-mails: bernhard.gal@black-box.at
Christian.prasser@blackbox.at

Österreich

Vor rund drei Jahren wurde ESRA (hebräisch: V Hilfe), das Zentrum für psychosoziale Hilfe gegründet, das aus dem Zusammenwirken der Sozialabteilung der Israelitischen Kultusgemeinde Wien und der Stadt Wien entstanden ist. Esra ist ein Beratungs- und Behandlungszentrum für Probleme und Krankheitsbilder, die unter anderem durch das Holocaust- und Entwurzelungssyndrom bedingt sind. Der Verein Gedenkdienst vermittelt jedes Jahr 1-2 Zivildienere an Esra, die im Rahmen ihres regulären 12-monatigen Zivildienstes Esra u.a. bei der Heimbetreuung älterer und sozial bedürftiger Menschen, der Asylbetreuung jüdischer Emigranten sowie bei allgemeinen Arbeiten den Verein ESRA unterstützen. Sascha Kellner: Tel: 01-5810490 oder 0664 - 4823327 email: Gedenkdienst@gedenkdienst.or.at

Weitere Informationen über die Gedenkdienststellen erhalten Sie im Büro Wien unter Tel. 01- 581 0490

Sina Zwettler

Nur hinsehen macht frei

Die Wehrmachtausstellung in Graz

Vom 2. Dezember 1997 bis 11. Jänner 1998 wurde in Graz, wie schon in anderen Städten Deutschlands und Österreichs, die Ausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung "Vernichtungskrieg Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944" gezeigt

In vielen Städten, man erinnere sich nur an München, gab es im Vorfeld der Ausstellung teilweise heftige öffentliche Diskussionen, doch in Graz heizte die Terminkollision mit den Gemeinderatswahlen 1998 die Diskussion noch zusätzlich an. Viele Politiker sahen sich daher aus "wahltaktischen" Überlegungen dazu gezwungen, sich negativ zur geplanten Wehrmachtausstellung zu äußern. Die Angst vor einer Instrumentalisierung der Wehrmachtsgeneration aus wahltaktischen Überlegungen saß tief und wirkte lähmend. In der Steiermark entstand so ein Klima, das es den Organisatoren fast unmöglich machte, einen Platz für die Ausstellung zu finden. "Drei Monate haben wir nach geeigneten Räumlichkeiten gesucht", erzählt uns Martin Hohegger, einer der Organisatoren der Ausstellung in Graz, "mit 80 verschiedenen Hausbesitzern, Großgrundbesitzern, Adelsfamilien und Konzernen haben wir verhandelt, um einen geeigneten Ort für die Ausstellung zu finden. Alle haben jedoch aus verschiedensten Gründen abgelehnt, einmal war es politisch nicht opportun, dann geschäftsschädigend, es war eine unglaubliche Belastung; noch dazu waren wir gleichzeitig den Attacken der Öffentlichkeit ausgesetzt."

Auf Grund internationalen Drucks, verursacht durch Zeitungsartikel aus dem europäischen Ausland, stellte letztendlich die Universität Graz das Meerscheinschloß zur Verfügung. Doch damit war die öffentliche Diskussion noch lange nicht beendet. Nachdem sich der sozialdemokratische Bürgermeister Alfred Stingl nach anfänglichem Zögern dazu entschloß, den Ehrenschatz für die Ausstellung zu übernehmen, versuchte die FPÖ und insbesondere die Kronen Zeitung erneut die Wehrmachtausstellung zu bekämpfen. Bürgermeister Stingl bekam hunderte Schmähbriefe, ebenso der Rektor der Universität. Die Adresse des Ausstellungsbüros mußte aus Angst vor Anschlägen geheim gehalten werden. Martin Hohegger selbst bekam mehrere telefonische Morddrohungen, sodaß er und seine Familie eine gewisse Zeit unter dem Schutz der Staatspolizei leben mußten.

Martin Hohegger, von Beruf Religionspädagoge und Psychoanalytiker und in der Freizeit Obmann des Vereins ZEBRA (Zentrum zur sozialmedizinischen und kulturellen Betreuung von Ausländerinnen in Österreich), erzählt über die Motivation, die Wehrmachtausstellung nach Graz zu holen: "ZEBRA hat sich in den letzten Jahren vor allem mit Kriegsflüchtlings aus Bosnien und Folteropfern aus anderen Teilen der Welt beschäftigt. Durch diese Beschäftigung haben wir festgestellt, daß unsere Gesellschaft noch unglaublich traumatisiert ist von den Ereignissen vor 50 Jahren. So haben wir begonnen, uns mit unserer Geschichte zu beschäftigen. Besonders haben uns die Auswirkungen auf die unterbewußten, kollektiven Ebenen interessiert, die sich heute in unsere Gesellschaft über Gesetze, über Haltungen so manifestieren, daß es zu Ausländerfeindlichkeiten kommt."

"Graz war und ist eine der Hochburgen des Nationalsozialismus in den vergangenen Jahren gewesen. Es gibt Netzwerke in Graz, die nach wie vor dem Gedankengut jener Zeit nachhängen, die bis ins Bürgertum hineingehen und höchste Kreise der Politik beeinflussen", meint Martin Hochegger. Vor diesem Hintergrund scheint eine intensive Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus in der Steiermark um so wichtiger. "Für uns war die Wehrmachtsausstellung aber immer nur ein punktuelles Ereignis, sagt Martin Hochegger, "allein um dem Vorwurf der Pauschalisierung zu entkommen, aber nicht um zu relativieren, sondern um zu differenzieren, haben wir von Anfang an klar gesagt, wir wollen eine gesellschaftlich breite Diskussion in der Steiermark über das Dritte Reich und die Wehrmacht führen". In der mittlerweile entstandenen Plattform Nur hinsehen macht frei haben sich über 40 Organisationen zusammengefunden. Vertreten sind von der Katholischen Jugend, über die Sozialistische Jugend auch das Schauspielhaus Graz, der Österreichische Gewerkschaftsbund und beispielsweise die "Arge gegen Gewalt, Rechtsextremismus und Ausländerinnenfeindlichkeit."

Das Rahmenprogramm zur Ausstellung umfaßte über 200 Veranstaltungen in der Steiermark. Damit ist es, so berichtet uns Martin Hochegger nicht ohne Stolz, das umfangreichste Rahmenprogramm zu einer Wehrmachtsausstellung überhaupt. Neben Veranstaltungen an der Universität Graz gab es Gedenkveranstaltungen zum 9. November und zum Tag der Menschenrechte am 10. Dezember. Einen Schwerpunkt bildete die Veranstaltungsreihe "Dialog der Generationen", in der Jugendliche mit Historikern und Wehrmachtsteilnehmern über die Zeit des Nationalsozialismus diskutieren konnten. Ein Schwerpunkt bildete die "Spurensuche" von Widerstand, Verfolgung und Nationalsozialismus in vielen Orten der Steiermark sowie die Beschäftigung mit den verschiedenen Opfergruppen des Holocaust, den Juden, den Roma und Sinti, den Homosexuellen oder behinderten Menschen. Theateraufführungen, Konzerte verbotener Musik und eine Sammelaktion alter Wehrmachtshelme, die dann zu einem Monument der "nachträglichen Abrüstung" zusammengeschweißt werden sollen, rundeten das Programm in Graz ab.

"Das Ganze hat in den letzten Monaten eine ungeheure Eigendynamik entwickelt." Die Wehrmachtsausstellung wirkt als Katalysator für eine breit angelegte Diskussion im privaten, aber auch im öffentlichen Raum." Opfergruppen, wie etwa behinderte Zeitzeugen, wurden zum ersten Mal überhaupt in einen Bildungsprozeß eingebunden: "In der Volkshochschule gab es eine Veranstaltung zum Nürnberger Ärzteprozeß, der in Gebärdensprache übersetzt wurde. Zum ersten Mal hatten Gehörlose so die Gelegenheit, über ihre Erfahrungen während der Zeit des Nationalsozialismus zu sprechen. Die Folge davon ist, das nun die Volkshochschule verstärkt Bildungsarbeit von und für Gehörlose machen wird."

Schwieriger gestaltete sich aber der Dialog mit ehemaligen Kriegsteilnehmern. "Im Erinnerungsprozeß ist nicht nur der Opfer würdevoll zu gedenken, sondern auch die Würde jener zu respektieren, die egal, aus welchen Gründen, in das Regime verstrickt waren. Diese Absicht zu entwickeln ist eine spannende Geschichte", meint Martin Hochegger. Und in der Tat ist es den Veranstaltern zumindest in Ansätzen gelungen, mit Vertretern des Kameradschaftsbundes abseits des stark emotionalisierten, öffentlichen Raumes Bereitschaft zum Dialog zu erzeugen.

"Zumindest akzeptiert und anerkennt der Kameradschaftsbund unsere Bemühungen zu differenzieren. Aus diesem Wahrnehmen der Differenzierung resultierte auch die

Bereitschaft, daß sich viele Wehrmachtsangehörige als Zeitzeugen zur Verfügung stellen." Persönlich besonders berührt hatte Hochegger die Reaktion des Kameradschaftsbundesobmannes Heidinger auf die Arbeit von ZEBRA mit Kriegsflüchtlingen und Kriegstraumatisierten in Ex-Jugoslawien: "So etwas hätten wir nach dem Krieg auch gebraucht. Wir wollen der österreichischen Öffentlichkeit klar machen, daß es nicht um Verurteilen geht, sondern daß wir uns alle klar werden, welche Facetten und Strategien damals eingesetzt wurden, um eine ganze Generation ins Unglück zu treiben."

Niko Wahl/Christian Klösch

Nichts ist unmöglich

Josef Ulrich überlebte als Jude den Zweiten Weltkrieg in Wehrmachtsuniform verkleidet und rettete dabei zwölf Menschen das Leben

Ein Verein, der sich das Gedenken an den Holocaust zur Aufgabe macht, muß sich die Frage nach dem Sinn dahinter stellen. Wissen als Warnung vor Wiederholung? Wir gaben sie wei-ter an jemanden, der das Unglaubliche selbst erlebt hat: Josef Ulrich, 1922 als Jude in Lemberg geboren, hat den Krieg in Wehrmachts-Uniform überlebt. Die Nazis überlistet, um sein eigenes Leben zu retten -und das von 12 anderen Menschen.

Hier ist seine Geschichte: Josef Ulrich ist 1939 Maturant im damals polnischen Lemberg. Von den russischen Besatzern wird seine Familie zuerst als verhaßte "Bourgeois" verfolgt: "Uns ist es gelungen, davonzukommen, wir haben uns bei den Großeltern von Mutter versteckt. Um in Rußland nicht zum Militärdienst eingezogen zu werden, habe ich ein Studium begonnen: altgriechische Kultur, das mich überhaupt nicht interessiert hat." Als Student bringen die Russen diesem Sohn eines Textilindustriellen Respekt entgegen und er entgeht dadurch einer Inhaftierung. Das Studium muß er mit dem Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion im Jahr 1941 abbrechen und er wurde zur Zwangsarbeit am örtlichen Bahnhof eingeteilt. Aufgrund der unterschiedlichen Schienen in Ost und West werden die Züge in Lemberg umgeladen, und "ich hatte das Glück, daß man mich für diese Arbeit eingeteilt hat." "Glück", weil sich hier die Gelegenheit zum Diebstahl bot. Einerseits kann er die gestohlenen Sachen verkaufen, Essen mit dem Erlös besorgen und so das Überleben seiner Familie sichern. Andererseits "hatte ich die Möglichkeit, Uniformen von toten Soldaten zu stehlen: Einmal einen Gürtel, einmal ein Jacke, einmal Hosen." Und irgendwann hatte Ulrich mehrere vollständige Wehrmachtsuniformen zusammengetragen.

Das bedeutet viel: Ulrichs eigenes Durchkommen, die Rettung von zwölf anderen Menschen, darunter auch sein Vater, wird möglich. Aus der Lagerdruckerei besorgt sich eine vierköpfige Gruppe von Widerstandskämpfern, die sich um Ulrich formiert, "Blanko-Marschbefehle", mit denen die Ausreise schließlich gelingt - und dies sogar "legal", in der Uniform des Feindes. Das Gefühl dabei? "Eine unglaubliche Macht, besonders gegenü-ber den Ukrainern und Polen, die Juden eher am Akzent erkennen konnten als es Deutsche vermoch-ten. Und auch das Gefühl einer kleinen Chance, vielleicht doch zu überleben. Ich war damals 20 Jahre alt, der Wahnsinn war auch ein Abenteuer für mich. Und: welchen Ausweg hatte ich? So gab es eine fünfprozentige Überlebenschance, andererseits eine hundertprozentige getötet zu werden."

Die Tatsache, daß er zwölf Menschen befreit hat, erwähnt Josef Ulrich fast nebenbei, sehr bescheiden. Er hebt die Erinnerung an einen Mann hervor, an den einzigen, der sich nicht retten (lassen) wollte: "Der Mann war jüdischer Kommandant im Lager von Lemberg und wollte bleiben, eben um andere Leute retten zu können. Er verlegte jene Leute, die er kannte von einer zum Abtransport bereiten Gruppe in eine andere. Er hat gewußt, daß er am Ende auch getötet wird. Ich achte ihn hoch." Ulrich selbst scheint sein Leben dem Zufall zu verdanken: Als die Nazis in Josef Ulrich: "Nichts ist im Leben unmöglich,"

der Jacke eines Widerstandskämpfers Blanko-Ausweise finden, kontrollieren sie acht Tage lang alle Leute am Bahnhof von Bukarest. Gerade zu jener Zeit sollte Ulrich dort ankommen. "Es war eine lange Reise, es war Sommer und es gefiel mir in Odessa, wo ich auch ausgestiegen bin. Daher kam ich einige Tage später als geplant nach Bukarest. Einen Tag zuvor hatten die Nazis die Kontrollen beendet." Trotzdem wird es noch gefährlich: Einer seiner Freunde vergißt seine Geldbörse mit den Blanko-Ausweisen in der deutschen Kommandantur. Es passiert das Unerwarteter., nämlich gar nichts: Sie wurde ordentlich in einer Lade verwahrt und ungeöffnet ausgehändigt. Doch "die Spannung, die er da miterlebt hat, wünsche ich niemandem, und ich brauche es niemandem zu erzählen. Nicht einmal ich kann es verstehen, wo ich wirklich damit zu tun hatte." Denn Ulrich und ein Begleiter warteten vor der Amtsstube mit geladener Pistole, jederzeit bereit, den Freund, wenn nötig, mit Gewalt zu befreien.

In Bukarest verbringt Ulrich die Zeit bis Kriegsende und kommt zu Beginn der fünfziger Jahre, zusammen mit seinem Vater, nach Wien. Erst mit dem Staatsvertrag im Jahr 1955 erhalten sie die österreichische Staatsbürgerschaft. Obwohl es mit der Erinnerung an die Nazi-Zeit schwer ist in Wien zu leben, wird diese doch von Existenzsorgen über-

schattet. Außerdem sind anfangs für Ulrich nur die Deutschen "die Nazis" gewesen. Er kann sich den-noch "überwinden" und auch von zwei "guten" Deutschen erzählen, die er im Krieg getroffen hat. Er tut dies noch bevor er jene erwähnt, die ein Baby gegen eine Wand geschlagen und auseinandergerissen haben. Der eine besetzt zwar sein Haus, rät ihm aber beim allmorgentlichen Treffen im Badezimmer zu flüchten, was Ulrich allerdings ablehnt. "Wir haben den Kontakt verloren, als ich ins Ghetto ziehen mußte. Doch ich traf ihn in deutscher Uniform gekleidet an der polnisch-russischen Grenze. Er blickte mir in die Augen und mein Herz blieb bei-nahe stehen. Ich habe seine Augen leuchten gesehen, dann hat er sich umgedreht und ist weggegangen. Ich sah ihn nie wieder." Der andere hat, als Ulrich und seine Familie noch nicht im Ghetto lebten, für alle Juden der Umgebung getanzt, Musik gespielt und sie getröstet.

Doch läßt sich wirklich eine Sprache mit Worten des Trostes finden, die das Leid wieder-zugeben vermag, das die Nazis verursacht haben? Josef Ulrich sagt, er habe mit allem abgeschlossen -Zeit heile die Wunden und vieles verblasse. Nur die Angst vergißt er nicht, die ihn überwältigte, wenn er während der Besatzung die deutsche Uniform auszog, und die ihn auch bis heute nicht im Traum losläßt. "Man kann mich um zwölf in der Nacht aufwecken, ich weiß auch dann jedes Detail von damals, als ob ich es jetzt noch vor Augen hätte. Trotzdem bin ich mir bewußt, daß unser Leid schwer vorstellbar ist. Daher wundere ich mich nicht, daß es heute Menschen gibt, die daran zweifeln. Es ist einfach unglaublich, daß ein Mann mit jemandem sprechen, ihn sogar beruhigen kann - und wenn er sich umdreht, ihm in den Kopf schießt. Das ist kaum zu glauben. Aber ich habe es gesehen. Jeder mißt mit seinem Maßstab. Man muß ein Verbrecher sein, um einen anderen Verbrecher zu verstehen. Sonst ist es nicht zu begreifen."

Aus diesem Grund ist die Arbeit von Gedenkdienst sehr wichtig. Ulrich ist zwar eher pessimistisch was die Lernfähigkeit der Menschheit betrifft und bezweifelt, daß die Aufklärungsarbeit genügend Leute erreichen wird. Allerdings: "Welche Alternative haben wir sonst, als es zu versuchen?" Zum Schluß hat Ulrich noch eine

optimistische Botschaft: "Ich kann allen nur raten: Streicht das Wort unmöglich aus Eurem Vokabular. Ich habe in meinem Leben gelernt, daß nichts unmöglich ist."

Raphaela Kitzmantel, Markus Broer

Wilna – Das Jerusalem Litauens

Vor dem Zweiten Weltkrieg lebten etwa 100.000 Juden im litauischen Wilna und die jüdische Kultur im Land galt als eine der lebendigsten in Europa

Als Gedenkdienstleistender aus Österreich ist man nur noch auf den Spuren unterwegs. Trotzdem ist die große jüdische Kultur Wilnas, ihre 600-jährige Vergangenheit allgegenwärtig in Litauens Hauptstadt. Die besondere Situation des mittelalterlichen Europas, bestimmt durch Kreuzzüge, politische Wirren und die an Zahl zunehmenden Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung, schuf für die Juden Westeuropas ein oftmals existenz-bedrohendes Klima, das viele zur Flucht in den Osten bewog. Das damalige Litauen nahm die ankommenden Familien gerne auf, galt es doch, eine eigene neue Gesellschaft aufzubauen. Schon 1388 unter Fürst Vytautas dem Großen gab es für die ankommenden Siedler erste Privilegien und weitreichende Bürgerrechte. Grundstücke durften erworben werden und knapp 200 Jahre später entstand die Große Synagoge in Vilnius, der "Schulhoif". Da Litauen als letztes Land Europas christianisiert wurde, kein christlicher Antisemitismus verwurzelt war und aufgrund der Aufbausituation eine gewisse Toleranz herrschte, konnte sich das litauische Judentum sehr stark eigenständig entwickeln. Noch heute nennen sich die wahren litauischen Juden stolz "Litvaks".

Elijah Ben-Salomon Zalman war einer ihrer herausragendsten Vertreter. Der Gaon von Wilna, wie er nach seinem Ehrentitel genannt wurde, hat sein ganzes Leben dem Studium der Tora, des Talmuds und der hebräischen Grammatik verschrieben. Er lehnte die mystische, auf das Volk bezogene Chassidische Bewegung aus der Ukraine ab und meinte, daß das Studium der Tora die Garantie für jüdische Kontinuität sei. Zalman lebte und lehrte in Wilna, dem Zentrum des osteuropäischen Judentums, er zog Schüler aus ganz Europa an und strahlte ein Licht aus, das die kleine jüdische Gemeinde Litauens heute noch weiterzutragen versucht. So wurde im September dieses Jahres eine internationale wissenschaftliche Konferenz zum 200. Todestag des Gaon organisiert, die von hunderten Besuchern aufgesucht wurde.

Ein "Besucher" im Jahre 1812 war von dieser Stadt vollkommen begeistert. Besser gesagt war er gerade auf dem Feldzug gegen Rußland, wobei er Wilna eroberte. Napoleon Bonaparte, oberster Feldherr und Kaiser von Frankreich. Er besuchte die Große Synagoge und verglich sie von ihrer Schönheit mit Notre Dame in Paris. Als er durch das jüdische Viertel spazierte und sah, wie ausgeprägt die jüdische Kultur sich präsentierte, erwähnte er, daß ihn dies an Jerusalem erinnere.

Einer Legende nach, ist so der Name für Wilna - Jerusalem Litauens - entstanden. Aber auch große Gelehrte wie etwa Matthias Strashun, der Rabbiner Grodzensky, Schriftsteller und Philosophen wie Levinsohn, Steinberg, Finn und Gordon wirkten in dieser Stadt. Vilnius wurde zu einem Zentrum der Haskala, der jüdischen Aufklärung. Zu Beginn unseres Jahrhunderts war die Stadt Sammelpunkt der Zionisten wie Wolffsohn, Nachfolger Theodor Herzls, Ben-Zvi und Schasar, die beide nach dem Zweiten Weltkrieg Präsidenten Israels wurden. Andererseits war auch die revolutionäre Sozialdemokratie in Wilna stark vertreten. "Der Bund", eine jüdische sozialistische Partei, wurde 1897 dort gegründet. Rund 100.000 Juden lebten in der Hauptstadt Litauens vor dem Ersten Weltkrieg, während des Krieges und der Zwischenkriegszeit reduzierte sich die Zahl durch Emigration drastisch. Trotzdem

erblühte Wilna wieder. In Schulen wurde Jiddisch und Hebräisch unterrichtet, die Druckerei "Gebriðder Romm" war das größte jüdische Verlagshaus weltweit, es gab sechs verschiedene Tageszeitungen in Jiddisch und Hebräisch, Makkabi Sportclubs, die religiösen Yeshivot Schulen und natürlich das YIVO-Institut, das seinen Hauptsitz in Wilna hatte. Gegründet wurde es von Max Weinreich 1925 in Berlin. Persönlichkeiten wie Albert Einstein, Marc Chagall und Siegmund Freud waren im Vereinsvorstand vertreten, dessen Hauptanliegen die Erforschung der jiddischen Sprache war. In den frühen 20er und 30er Jahren war die Vorstellung eines zweiten großen Krieges oder gar eine drohende Vernichtung der europäischen Juden unrealistisch beziehungsweise nicht präsent.

Nach dem Hitler-Stalin-Pakt marschierten 1939 die Sowjets in Litauen ein, was das kleinere Übel für die jüdische Bevölkerung war. Dennoch wurden jüdische Organisationen aufgelöst, Eigentum eingezogen und unter den 35.000 litauischen Bürgern, die nach Sibirien deportiert wurden, waren 7.000 Juden (7% der jüdischen Gesamtbevölkerung). Doch es sollte noch schlimmer kommen: Am 22. Juni 1941 begann das Unternehmen "Barbarossa" - der Sturm auf die UdSSR. Zwei Tage später eroberte die Deutsche Wehrmacht Vilnius, es folgten die Einsatzbataillone, Sicherheitsdienst, Gestapo und SS. In der lokalen Bevölkerung fanden sie oftmals freiwillige Helfer. Noch vor dem deutschen Einmarsch gab es Pogrome gegen hunderte Juden, von Litauern verübt. Nachbarn erschlugen Nachbarn, nur weil diese Juden waren. Dieses schwarze Kapitel der Geschichte ist heute noch ein schwieriges Thema in Litauen.

Faktum ist, daß 95% der litauischen Juden ermordet wurden, einer der höchsten Prozentsätze in ganz Europa, und nicht nur litauische Juden, sondern auch Deportierte aus Rußland, Deutschland, Frankreich und Österreich fanden ihren Tod auf litauischem Boden. Ein Ort ist in diesem Zusammenhang besonders zu erwähnen: Der Wald von Ponar, 10 km außerhalb von Vilnius. Dort wurden von den Nazis und deren Handlangern Massenerschießungen durchgeführt. In 12 Gruben erschossen die Exekutionskommandos etwa 100.000 Menschen, darunter rund 60.000 bis 70.000 Juden. Am Beispiel Ponars, auf litauisch Paneriai, erkennt man auch, wie mit der Geschichte während der Sowjetherrschaft umgegangen wurde. Fünfzig Jahre lang stand auf dem Mahnmal zu lesen, daß an diesem Ort mehr als 100.000 Sowjetbürger von den Faschisten ermordet wurden. Kein Wort von den Tätern und von der jüdischen Opfergruppe - erst-mals war 1991 auf einem Gedenkstein die Inschrift zu lesen, daß in Ponar etwa 70.000 Juden ermordet wurden.

Den Umgang der Sowjets mit dem Holocaust beschrieb Efraim Zuroff, Leiter des Simon Wiesenthal Centers in Jerusalem kurz und prägnant: "Was wichtig gewesen wäre, wäre die Erinnerung an Mord, was tatsächlich passierte, war der Mord an der Erinnerung." Die Geschehnisse wurden nie wirklich aufgearbeitet, jüdisches Leben ignoriert und spätestens ab 1949 im Zuge der antizionistischen Politik unterdrückt. Nach dem sowjetischen Sieg gegen die deutschen Faschisten fanden einige wenige Kriegsverbrecherprozesse statt. Heute: Aleksandras Lileikis, ein litauischer Kollaborateur, der nach dem Zweiten Weltkrieg in die USA floh, vor einigen Monaten als Kriegsverbrecher entlarvt und nach Litauen abgewiesen wurde. Doch es geschieht am

Baltikum diesbezüglich nichts. Er wurde weder angeklagt, noch gibt es eine moralische Verurteilung seiner Verbrechen. Erste Diskussionen in den Zeitungen ja, aber nicht mehr. Dieser Zustand prägt natürlich auch das Verhältnis der litauisch-jüdischen zur restlichen Bevölkerung. Nachdem die Grenzen im unabhängigen Litauen sowieso offen für die Emigration sind, die wirtschaftliche Lage sich nicht vielversprechend darstellt und heute noch Vorurteile gegenüber Juden existieren, beziehungsweise Antisemitismus gesellschaftsfähig ist, trägt ein solches Vorgehen von offizieller Seite nicht dazu bei, bestehende Spannungen abzubauen.

Heute leben noch 5.500 Juden in Litauen, der größte Teil davon ist aus Rußland zugewandert. Mit der Unabhängigkeit Litauens begann auch die Wiedergeburt der jüdischen Kultur. Ein Museum wurde gegründet, Gottesdienste werden in der einzigen erhaltenen Synagoge abgehalten, die jüdische Gemeinde ist ein stark frequentierter Ort, die chassidische Chabad Bewegung schickte einen Rabbiner aus New York, eine Armenküche versorgt täglich Notleidende, die jüdische Studenten haben eine eigene Vertretung, Makkabi Sportklubs und jüdische Kulturvereinigungen sind sehr aktiv.

Es gibt eine staatliche Scholem Aleichem Schule und zahlreiche andere Aktivitäten und Einrichtungen. Man könnte diese Liste noch lange fortsetzen, doch muß man sich bewußt sein, daß der Anteil der jüdischen Bevölkerung in Litauen wieder stark abnimmt.

Frau Jevgenia Biber, eine Überlebende des Holocaust und heute Mitarbeiterin im jüdischen Museum von Wilna, hat schon vieles in ihrem Leben durchgemacht. Erst kürzlich wurde sie gefragt: „Weshalb gehen Sie nicht nach Israel, in Litauen gibt es doch keine Zukunft?“ Ruhig antwortete sie: „Ich habe mir diese Frage schon oft selber gestellt. Doch wenn ich sehe, wie diese jüdische Kultur entstanden ist, ausgehend von nur ein paar Familien, so habe ich noch genug Hoffnung. Es wird sicherlich nie wieder ein Jerusalem Litauens geben, doch müssen wir an das Gewesene vorort erinnern.“

Markus Ebenhoch(20), arbeitete zwischen August 1996 und September 1997

als Gedenkdienstleistender im Jüdischen Museum in Wilna

Gedanken

»...Ihre Aufgabe war es gewesen, in Auschwitz die Zäune weiß zu streichen. Ja, das ist möglich. Zivildienst als Wiedergutmachung. Ob das sinnvoll sei, fragte ich zweifelnd.«

(Ruth Klüger, weiter leben, Eine Jugend)

Ruth Klüger bezeichnet in ihrem Buch zwei junge deutsche Studenten, die ihren Zivildienst als Aktion-Sühnezeichen-Freiwillige in Auschwitz absolvierten, als ihre "Zaunanstreicher". Was bewegt junge Menschen an Orte Klügers Kindheit, Theresienstadt und Auschwitz, zu gehen, um dort mit der Vergangenheit "fertig zu werden"? Friedrich Nietzsche vergleicht den Zustand des Sich-Erinnerns mit "einem Grad von Schlaflosigkeit, von Wiederkäuen, von historischem Sinne, bei dem das Lebendige zu Schaden kommt,...". In Österreich wurden nach dem Zweiten Weltkrieg einfache Antworten auf Fragen nach der Bedeutung des Vergangenen gegeben. Unrechtsbewußtsein im Hinblick auf Diskriminierung, Deportation und Ermordung entstand kaum, statt dessen wurde der Opfermythos geprägt, um einer Identität den Weg zu ebnet, beziehungsweise um ein Leben nach den Kriegsjahren zu ermöglichen. Auch im Hintergrund wurden Versuche, begangenes Unrecht zu lindern, zumindest materiell, auf eine Farce reduziert. Ein Großteil der Politik war eindeutig, aber nicht im Sinne von Nietzsche. An die Vergangenheit wurde erinnert - der Staat als Opfer und Einzelpersonen als Opfer - die Vergangenheit war also bedeutungsvoll.

In diesem Sinne hatte Erinnerung eine einfache Funktion, die Zeit des Krieges zügig zu erläutern und abzuschließen, um die Dämonen der Vergangenheit zu bannen.

An dem so geprägten Diskurs begann erst der Zahn der Zeit zu nagen. Schon vor der Affaire Waldheim war es gelungen, auf merkwürdigen Wegen diesen Betrachtungen der jüngeren Geschichte einen Sinn zu geben. So prägte Bruno Kreisky, der noch im Wahlkampf 1970 mit antisemitischen Angriffen konfrontiert war, nach den Vorkommnissen um Friedrich Peter und seiner Verurteilung im Prozeß gegen Simon Wiesenthal, den Satz vom "Verzeihen". Er bezog sich auf die im Dritten Reich diskriminierten Gruppen, denen Unrecht zugefügt worden war: Sie sollten verzeihen! Doch erst im Rahmen der Diskussion um Kurt Waldheim vollzog sich der entscheidende Bruch. Die von der SPÖ initiierte Kampagne, in deren Zentrum die Vergangenheit Kurt Waldheims stand, verfehlte erstens ihr Ziel und wurde zweitens - zusammen mit den Diskussionen um sie- zum Symbol einer verdrehten Betrachtung der Vergangenheit. Man könnte nun versucht sein, diese Entwicklungen auf Österreich zu begrenzen, was sie aber aus ihrem Kontext reißen würde. Unter anderen Vorzeichen wurden auch in Deutschland, Frankreich und anderen Ländern seit dem Beginn der neunziger Jahre Geschichtsbilder neu aufgerollt (man denke nur an die saubere Wehrmacht oder den Resistance-Mythos).

Diese Ereignisse sind noch in meiner Erinnerung lebendig: Die Worte Michael Graffs vom Nachweis der "fünf eigenhändig ermordeten Juden" in einer Tageszeitung und die Reaktionen der Kärntner SPÖ-Politiker, die zwischen Ulrichsbergreden und Waldheim-Angriffen pendelten. Auch das desillusionierende Element ist mir noch in Erinnerung, einige Fassaden begannen durchsichtig zu werden, "Heldinnen meiner

Kindheit" erschienen in einem völlig anderem Licht, die zum Teil hörbaren Österreichvorurteile im Ausland wirkten trotz ihrer oberflächlichen Pauschalität nachhaltiger, die Ergründung dieses anderen Lichtes begann notwendiger zu werden.

Erinnerung wird also zu einem Konzept, auf die Welt zuzugehen, zum einen dadurch, daß Menschen über die Geschichte ihres Lebens erzählen, auch darüber, wie die Erfahrung zur Geschichte wurde. Zum anderen, daß diese Geschichten in Summe einen differenzierten Ausgangspunkt darstellen, also Beschäftigung mit der Vergangenheit als Desillusionierung und Aufforderung.

Josef Teichmann